

«Mit unserem Dialekt zeigen wir, wer wir sind»

In Schwyz gibt es «Gumel», in Uri den «Muff». Und wer das «du» zum «dui» macht, kommt aus Ob- oder Nidwalden. Sprachforscherin Helen Christen über Dialektvielfalt und sprachliche Moden in der Zentralschweiz.

Interview: Mirjam Oertli

Frau Christen, die Schweiz ist bekannt für ihre Dialektvielfalt. Ist diese wirklich grösser als anderswo?

Helen Christen: Die kleinräumige Differenzierung ist tatsächlich eine Besonderheit des deutschen Sprachraums. Allerdings des ganzen. So hören wir etwa auch innerhalb von Bayern oder Schwaben viel Variation. Doch im Unterschied zur Schweiz unterhalten sich in Deutschland Leute mit verschiedenen Dialekten eher in Hochdeutsch. Wir dagegen verbleiben meist in unserem je eigenen Dialekt. Deshalb ist uns wohl die Vielfalt bewusster.

Vielfalt auf kleinem Raum zeigt sich auch in der Zentralschweiz. So wird die Maus innerhalb weniger Kilometer zur «Muus», «Muis» oder «Müüs», um nur ein Beispiel zu nennen. Welche dialektalen Eigenheiten teilen wir dagegen?

Es gibt nicht dieses eine Merkmal, von dem man sagen kann: Das haben hier alle gemeinsam und anderswo kommt es nicht vor. Dieses «ui» aber – wenn aus «uu» ein «ui» wird – kennt man, bis auf wenige Orte im Lötschental, nur in der Zentralschweiz. Allerdings nicht überall, sondern nur in Ob- und Nidwalden. Letztlich überwiegen aber Gemeinsamkeiten im deutschen Sprachraum, weil wir alle einen deutschen Dialekt sprechen. Würden wir nicht zu grossen Teilen gleich sprechen, verstünden wir uns nicht. Aber dann fallen uns natürlich die Abweichungen auf.

Der Dialekt liegt im Detail?

Gewissermassen. Wir denken: Diese Person sagt das anders und stammt von dort. Also muss das typisch sein für diese Region. Allerdings lässt sich nicht alles einer kleinen Region zuordnen. «Ghirme» etwa, für «ausruhen», hört man in Uri

und in Ob- und Nidwalden, aber auch im Wallis und Berner Oberland. Unsere Vorstellung, wonach ein Dialekt sich durch einmalige Merkmale auszeichnet, wird oft nicht erfüllt. Was Dialekte einmalig macht, ist eine bestimmte Kombination von Merkmalen. Dies schliesst aber nicht aus, dass man sich im Alltag doch an einzelnen Auffälligkeiten orientiert.

Vielfalt lässt sich schwer schubladisieren...

Ja. Im Forschungsprojekt «Länderen – die Urschweiz als Sprach(wissens)raum» der Uni Freiburg untersuchten wir zum Beispiel, ob Leute in Nid- und Obwalden glauben, es gebe zwischen ihren Gebieten eine sprachliche Abgrenzung. Wir stellten fest, dass sie das tun und teilweise Merkmale nennen, die sie mit bestimmten Kantonen verbinden. Meist waren es aber Merkmale, die nicht im ganzen Kanton vorkommen

«Würden wir nicht zu grossen Teilen gleich sprechen, verstünden wir uns nicht»: Sprachforscherin Helen Christen.

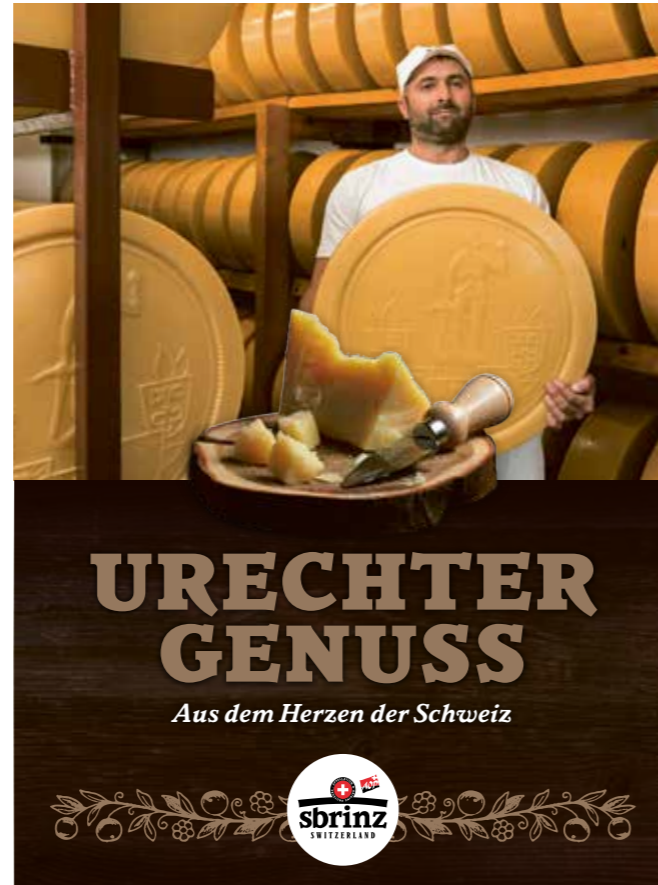
Bild: Mirjam Oertli



BRUDER KLAUS
Niklaus von Flüe · Dorothee Wyss

Schenken Sie eine Mitgliedschaft
im Förderverein Niklaus von Flüe
und Dorothee Wyss

Wir halten die Erinnerung an Niklaus und Dorothee wach.
www.bruderklaus.com



**URECHTER
GENUSS**

Aus dem Herzen der Schweiz

sbrinz
SWITZERLAND

WELCH

YUCI

ENGELBERG SINCE 1995

**Wir geben dem Essen
mehr Platz!**

CoronaKonzeptAnpassung – das musst du
dir anschauen ...
Täglich ab 15 Uhr geöffnet | Dinner ab 17 Uhr
WorldFoodCollection + WeeksBestChoice
Onlinereservationen erwünscht: www.yucatan.ch

    **YUCATAN**
Music · Food · Events

**Wir schreiben
KULTUR.
Wir leben
KULTUR.
Wir sind
KULTUR.**

Vor dem Jahr 2020. Durch das Jahr 2020.
Nach dem Jahr 2020.

Wir zählen auf Dich!
shop.bachmannmedien.ch/de/abos-echt/

Mehr Infos zum Kulturpool:
www.kulturpool.com

echt

oder nicht an Kantonsgrenzen haltmachen. Daran zeigt sich, dass wir eher «Dialekt-Prototypen» im Kopf haben. Das belegen auch volkstümliche Merkverse, für Ob- und Nidwalden etwa: «Dui gruisige Suichäib, dui». Für Uri heisst es «düü grüüsig Sүүchäib, dü». Aber es sagen halt nicht alle in Uri «üü» und nicht alle in Ob- und Nidwalden «ui». Übrigens ist dieses «ui» vermutlich eher neu.

Was heisst neu?

«Neu» bedeutet in der Sprachwissenschaft schnell ein paar hundert Jahre. Das gilt auch für das «ui». Ganz neu ist aber – hier sprechen wir von fünfzig bis siebzig Jahren – die L-Vokalisierung in Nidwalden. Also wenn das «l» zum «u» wird. Beim «Holz», dem viele in Nidwalden «Houz» sagen, lässt sich das beobachten. Oder bei «Nidwoude». In Obwalden sagen die meisten weiterhin «Obwalden» und lachen über die «Nidwoudner».

Die Leute grenzen sich über den Dialekt voneinander ab?

Ja. Und solche Unterschiede werden auch hervorgehoben und «bewirtschaftet». Mit Dialekten zeigen wir immer auch, als wen wir uns sehen und welchen Gruppen wir uns zugehörig fühlen.

Wie entstehen solche Veränderungen wie die L-Vokalisierung?

Man kann sich das vorstellen wie eine Modeerscheinung. Jemand fängt damit an. Dann wird es von Zweiten und Dritten übernommen und kann sich in einer grösseren Gemeinschaft etablieren. Dies geschieht wohl eher, wenn es Sprechende mit Ansehen oder einer wie auch immer gearteten Attraktivität waren, die sich zuerst so ausdrückten. Soziale Aspekte spielen bei der Ausbreitung einer Neuerung eine grosse Rolle.

Bei aller Variation: Gleichen wir uns nicht immer mehr an?

Einheitlicher wird vor allem der Wortschatz, und zwar wieder im ganzen deutschen Sprachraum. So gehen wir heute auch in der Schweiz zum «Klassentreffen»,

nicht mehr nur zur «Klassenzusammenkunft». Doch bei Lautungen oder grammatischen Formen, bei Fragen der Aussprache also oder etwa der Pluralbildung, transportieren wir weiterhin örtliche Information via Dialekt. Diese Kombination ist ganz praktisch in einer zunehmend mobilen Welt. Denn so nutzen wir alle die gleichen Wörter, verstehen uns also bestens, können aber trotzdem anzeigen, woher wir kommen. Das ein oder andere regionalere Wort wird es aber wohl trotzdem auch künftig noch geben.

Gibt es nicht doch Begriffe, die etwa die Obwaldnerin oder den Schwyzer klar «verraten»? So wie «rüüdig» eindeutig nach Luzern gehört?

Bei allen erwähnten Einschränkungen finden wir in Schwyz für die Kartoffel die Bezeichnung «Gumel» – doch heisst sie teils auch im östlichen Zug und im süd-

Ooremugerli und Chnuupesager

Wer zur Kartoffel **Gumel** sagt, kommt wahrscheinlich aus dem Raum Schwyz. Und im Urnerland isst man anstelle von Randen **Root Rande**. Auch wird hier der Mumps zum **Muff**, in Zug dagegen, zumindest früher, zum **Ooremugerli**. Das Gänseblümchen heisst in Zug zudem **Müliblümli**. Und der Löwenzahn wird in Teilen von Nidwalden, aber auch in Glarus zur **Meieblueme**.

Kalatze für Frühstück nimmt man in Obwalden für sich in Anspruch, obschon es kaum mehr gebraucht wird. Auch musste man hier bei Müdigkeit früher nicht etwa gähnen, sondern **gäiwe**. Nicht mehr allzu oft hört man auch **rüüdig**, es gehört aber natürlich nach Luzern. Gleiches gilt etwa für den **Chnuupesager**, was so viel wie Geizhals heisst.

lichen Uri so. In Uri – aber zum Teil auch im Wallis – hat man nicht den «Mumps», sondern den «Muff». Und in Obwalden behaupten die Leute, sie sagten dem Frühstück «Kalatze».

Sie behaupten es?

Ja, sie behaupten, sie sagten das. Aber sie sagen es nicht unbedingt. Das Wort existiert als Erinnerungswort. Da es nicht mehr gebraucht wird, werden sich Jüngere nicht einmal mehr daran erinnern können. Es wird wohl gänzlich verschwinden.

Altes verschwindet, doch die Vielfalt bei Lauten und grammatischen Formen hat Bestand? Warum? Dass entlegene Orte Dialekte bewahren, weil Aussenkontakte fehlen, mag früher zugefallen haben...

Teilweise traf das zu. Doch auch früher waren Dorfgemeinschaften selten komplett isoliert. Warum es heute noch unterschiedliche Dialekte selbst im Mittelland gibt, lässt sich mit dieser Abgeschiedenheitstheorie noch weniger erklären. Hier kommen soziale Faktoren ins Spiel. Man zeigt mit seinem Dialekt, woher man kommt, zu welcher Gruppe man gehört, ja, wer man ist. Das scheint einen Wert zu haben.

Der Dialekt ist wichtig für die Identität?

Sehr wichtig. Wir möchten uns zwar anpassen und unserem Gegenüber auch sprachlich entgegenkommen. Das führt tendenziell zur Einebnung von Unterschieden. Aber wir kennen auch eine Gegenkraft, die uns denken lässt: Ich bin ich und ich spreche wie ich. Es ist diese Gegenkraft, die dialektale Unterschiede eher aufrechterhält.

Helen Christen ist Professorin für Germanistische Linguistik an der Universität Freiburg und kooptierte Professorin am Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas der Philipps-Universität Marburg. Sie hat zahlreiche Bücher und Fachartikel zum Thema Dialektologie publiziert. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören der Sprachwandel und die Schweizer Sprachsituation. Sie ist in St. Erhard bei Sursee aufgewachsen und wohnt in Luzern.